

SIE IST WIEDER DA!

Unsere Autorin Andrea Müller war schon 15 Jahre nicht mehr in ihrem alten Zuhause. Die Reise in ihr Heimatsdorf in den Allgäuer Alpen bringt Erinnerungen, die leider manchmal auch wehtun

Fotos Florian Jaenicke



Andrea mit 8 Jahren vor dem Haus der Großeltern. Eine Pippi Langstrumpf ohne Äffchen und Pferd – dafür in Gedanken mit Schafen, denen sie gerne Namen gab



das
experiment

- **VERSUCHSOBJEKT** Andrea Müller, seit 25 Jahren ein Stadtkind, das sich gern im Hier und Jetzt befindet
- **TESTUMGEBUNG** Ein kleines Kuhdorf, das ihre Heimat war – vor langer Zeit
- **MISSION** In der Vergangenheit leben

Die Mauer von damals ist verfallen, das Haus versteckt sich tief im Grünen. Nebenan wohnt der Probeisl Sepp



Andrea, etwa 12 Jahre alt, träumt vom Schloss Neuschwanstein. Aber wie heißt es: „Egal was Dein Vater sagt, Du bist keine Prinzessin“



Bei der Hochzeit des jüngsten Enkels meiner Großmutter tagte zum letzten mal die traditionelle Runde der Ried-Veteranen. Wir saßen wie in so manch sternklarer Nacht unterm Schloss Neuschwanstein, das im Mondschein am Felsen thront wie ein Geisterschloss. Das Alpenglühn war gerade erloschen, als eine Tüte Gras vor der Kapelle St. Coloman herumging und zu den üblichen Spekulationen über die Nachbarschaft führte: ist der Bayernkönig nach seiner nächtlichen Kutschfahrt tatsächlich im Starnberger See ertrunken, oder hat ihn sein Nervenarzt im Auftrag der königlichen Sippschaft um die Ecke gebracht? Irgendwann kam der König dann persönlich um die Ecke: „Gestatten, König Ludwig der II. von Bayern, Bauherr der Protz-Buden da oben, Chefkontroller des Bayrischen Kulturerbes, jährlich bis 3 Millionen Besucher. Wer sagt denn, dass ich tot bin?“ Wir haben uns immer weggeschmissen, wenn mein Cousin den König imitiert hat.

„Kiffen bis der König kommt“ – das ist 15 Jahre her und steht bei meiner Reise in die alte Heimat nicht auf dem Plan. So lange war ich nicht mehr da. Meine Familie

hat sich in alle Welt verteilt, Schulfreunde sind ein paar Dörfer weiter oder nach München gezogen. Mich holt kein Familienfest zurück in die Vergangenheit, kein Todesfall, keine Hochzeit. Dieses Experiment tut es: Zurück ins Kuhdorf, das ich von Hamburg aus lange als „in der Nähe von München“ verkaufte, schauen, was das mit mir macht.

ALS ICH VOR RUND 20 JAHREN im Norden aufschlug, trug ich weite Wollpullis und fand selbst Bremen als Herkunft irgendwie noch cooler als ein abgelegenes Bergdorf im Allgäu. Bei einer Cocktail-Party an der Alster, ich hatte den Dresscode nicht verstanden, entschuldigte ich meine Verfehlung mit meiner Heimat: einem süddeutschen Kuhdorf. Ich erzielte zwar einen Lacher, hörte aber, wie später eine perfekt gestylte Dame mich als „provinziell“ diffamierte. Nicht sehr originell von ihr, hat mich damals aber echt getroffen.

Heute bin ich stolz, ein Landkind zu sein. Für mich hat das ein Qualitäts-Siegel, wie Kuhmilch oder Eier. Das Land bringt robustere Kinder hervor als die Stadt, wo wir später immer noch genug Zeit verbringen können. Landkinder müssen nicht so

oft zur Ergotherapie, sie verzweifeln nicht gleich, wenn sie mit nackten Füßen in Kuhfladen treten oder der nächste Bus erst in vier Stunden kommt. Je extremer die Einöde, desto mehr Raum für Fantasie. In jedem Heuschober wohnten Hexen, wir selbst waren wilde Räuber, oder Cowboys, wenn wir versuchten, Kühe mit dem Lasso einzufangen. Nur im Winter hatten wir ein „normales“ Hobby: Skifahren.

Kurz nach meinem 11. Geburtstag parkte mein Vater meine Mutter, meine Schwester und mich auf der Alm, ein paar Häuser entfernt von der Sippschaft meiner Mutter. Das war billiger als München, wo er zu tun hatte. So wohnten wir neben Opa, Oma, Tante, Onkel, Cousins und Cousinen inmitten einer Kitschpostkarten-Landschaft, zwischen lauter Bauernhöfen. Wir hätten hervorragend als Vorlage einer Heimatfilm-Soap getaugt. Auf unserem Hügel über Trauchgau namens Ried.

Es ist der 22. Juni 2016, 12 Uhr, Tag meiner Heimreise. Ich bin schon eine Weile durch Bergwiesen die „Romantische Straße“ entlang gekurvt, flankiert von Kühen, Wiesenblumen und frisch gedüngter Landluft, als bei Kilometer 390 meine

persönliche Heimatfilm-Kulisse aus dem Boden schießt. Und mich immer noch so sehr beeindruckt, dass ich jedes Mal ein paar Tränen verdrücke, wenn Trauchgau vor mir zwischen Kuhwiesen und Holzstadeln auftaucht. In der Mitte die Kirche, wo ich notgetauft wurde, weil meine Oma kein Heidenkind hüten wollte, als meine Eltern kurzfristig nach Amerika mussten. Dahinter erheben sich mächtig die Allgäuer Bergriesen: Geiselstein, Tegelberg, Hochplatte und der Säuling mit seinem unfassbar kitschigen Märchenschloss auf der Talsohle – direkt über meiner alten Schule.

Mein Vater hat hier jedes mal laut und schief den Jodler vom Halblechtal angestimmt, sichtlich gerührt vom eigenen Gesang: „Und von dem stolzen Säulingsfuß, winkt Schloss Neuschwanstein seinen Gruß. Du kannst die ganze Welt ausgehn. Du findest es nirgends mehr so schön ...“ So ging unser Ried-Lied. „Gott, ist das schön hier!“, sagten meine Eltern früher mehrmals täglich, vermutlich, um davon abzulenken, dass man sich hier im Nirgendwo befand, im Nichts zwischen Einheimischen, die man als normaler Deutschsprachiger so wenig versteht wie das Vieh, das

„Früher wollte ich eigentlich ins Märchenschloss einziehen.“

auf der Straße herumlied. Tiefer kann Provinz in Deutschland kaum sein.

Unverändert ist nur das Panorama. Am Ende vom Ried steht zwar noch immer das ehemals wunderschöne Haus meiner Großeltern. Heute ist es zugewachsen, nur noch ein Schatten meiner Erinnerung. Meine Tante und ihr Mann verbringen dort ihren Ruhestand. Aber ansonsten ist niemand mehr da in Trauchgau.

ICH GEHE ÜBER DEN RIED. Früher lag hier soviel Kuhmist vor der Haustür, dass es einem eine gewisse Virtuosität abverlangte, nicht darauf auszurutschen.

Anstelle des Nachbarhofes, dem Lenz, stehen heute zwei ländliche Wohnhäuser. Zwei Söhne hatte der Lenz. Den Willi und den Flori. Meine Mutter war außer sich, als meine Oma mich einmal mit Flori in eine

Badewanne steckte. Doch sie kümmerte sich um alle Bauern-Kinder im Dorf, badete sie und stopfte sie mit Nusschokolade und Sahnekakao voll. Deswegen war der Flori eigentlich immer bei ihr. Flori hat mir gezeigt, wie man Kühe melkt, was aber leider nicht geklappt hat, und wie man zwei Finger ins Maul der Kälbchen steckt, bis sie daran saugten wie an einer Flasche. Sie hatten lila Zungen. Jetzt ist da nicht mal mehr ein Stall.

Flori war mein Freund, bis sich unsere Schulwege trennten: er ging zur Dorfschule und wollte LKW-Fahrer werden, ich ins 20 Kilometer entfernte Gymnasium „Hohenschwangau“. Direkt unter dem Märchenschloss, wo ich eigentlich später mal einziehen wollte.

Die Info zum Nachbarhof ist relativ knapp: „Beim Lenz sans olle hie.“ Heißt: Beim Lenz sind alle tot. Bis auf den Willi, der heute noch Bauer ist. Floris Vater ist bei der Ernte vom Heuboden gefallen, sein Genick brach, er war gleich tot. Kurz später wurde der Flori tot gefahren, auf der „Romantischen Straße“. Seine Mutter, die Bäuerin, ist danach an Krebs gestorben. Im Dorf heißt es, ihr Herz sei gebrochen. →

„Ich fühle einen Fluchtinstinkt. Was soll ich hier auch so allein?“

In diesem Fall wirklich kein Wunder. Mir fällt ein, wie sie mich einmal angepumpt hat, als ich Flori wegen seines Kuhstallduftes aufzog. „Geh weg, du stinkst“ hab ich gesagt. Geschüttelt von einem Heulkampf vor lauter Scham mache ich mich auf den Weg zur Kirche, um Floris Grab zu suchen.

WIE EINE FREMDE aus der Stadt stehe ich plötzlich mit denkbar unpassendem Schuhwerk vor meinem alten Nachbarn. Probeisl Sepp steht vor seinem Hof und füllt sich am Brunnen Quellwasser in einen Blechbecher. Als er mich sieht, grinst er schief. Er trägt immer noch denselben Hut, ich wette der ist 40 Jahre alt, auch seine Lederhose hat schon bessere Zeiten gesehen. Früher haben wir in deinen Brunnen gepinkelt, denk ich. Und aus deinem Hühnerstall Eier geklaut. Seine Mutter ist dann immer mit dem Reisigbesen hinter uns her, „wenn I Eich darwisch, ihr Saupreißnbrut“ hat sie gebrüllt (wenn ich Euch erwische, ihr Saupreußenbrut). Die Eier haben wir vom Straßengraben auf Japaner-Busse gefeuert, die auf dem Weg zu den Königsschlössern waren. Immer auf die Fenster. Jedes mal wenn so ein Ei den verklärten Romantik-Straßen-Blick eines Japaners in den Ausdruck blanken Schreckens verwandelte, und gelb und schleimig herunterlief, haben wir uns scheckig gelacht. Am Ried konnten Busse nicht halten, und bis unten im Dorf war der Ärger wohl verraucht.

„Wohnscht immer no am Meer?!“ fragt der Probeisl und will wissen, wie lange ich noch bleibe. „Ned lang“, sag ich, und fühle einen starken Fluchtinstinkt. Was soll ich hier auch, so alleine? Es fühlt sich einsam an, ohne die Kumpels aus der Kindheit. „Hamburg ist an der Elbe“, sag ich zum Abschied, „nicht am Meer.“ „Ach geh, für mich“ sagt der Sepp und füllt sich nochmal Quellwasser nach. Wo er Recht hat.

Es ist still, unten im Dorf. Nur die Kirchenglocken läuten jede Stunde, nur Vogel- und Froschgesang durchbrechen ab und an die Stille. Es gibt nur noch ein

Gasthaus im Ort, die Gletscherspalte ist seit Jahren zu. Die Käserei, wo einst Kuhmilch im großen Bottich zu Käse gerührt wurde, ist zumindest noch ein Käseladen. Und an der Stelle wo die Geierwally einst weiße Semmeln verkaufte, und alles 50 Pfennig teurer machte, sobald sie hochdeutsch vernahm, ist immer noch ein Tante Emma Laden. Ich kaufe ein paar Nelken, die Lieblingsblumen meiner Großmutter. Ich gehe zum Friedhof an der Kirche. Auf dem Grab meiner Großeltern liegen bereits frische Blumen.

In der Kirche riecht es genauso wie damals. Muffig, modrig mit einem leichten Hauch Weihrauch. Ich tauche einen Finger ins Weihwasser. Da ist er ja wieder, der blöde, alte Beichtstuhl, für den ich mir damals Sünden ausgedacht habe. Darin zu sitzen und nichts zu sagen, das war ein bisschen wie an der Tafel zu stehen und nicht zu wissen, wie man Bayern schreibt. Doch meine Sünden gingen den Pfarrer nichts an. Wir mussten ohnehin jeden Sonntag in die Kirche, den Ried herunter auch bei meterhohem Schnee. Das reichte an Opferbereitschaft. Der liebe Gott sieht alles, sagte meine Oma immer.

ABENDS TREFFE ICH Hogau-Holger, den nächsten Lebendigen in diesem Geisterdorf, wo sonst alle tot oder weg sind. Er hat immer noch stramme Waden. Seit dem Faschingsball in Hogau, wo er mich als Koch verkleidet mit seinen Kochlöffel als Mikro zu „I was made for loving you“ ansang, war ich total verknallt in ihn. Holger erinnert sich nur vage. In erster Linie erinnert er sich an die verschimmelten Pausenbrote unter meiner Schulbank. Und

daran, dass er mal mit mir im Schafstall war. Peinlich, jetzt wo er es sagt, doch es stimmt: ich wollte ihn küssen (besser gesagt: von ihm geküsst werden), weil ich den Zustand der einzig Ungeküssten meiner Klasse dringend beenden wollte.

Es wurde nix mit dem Kuss. Denn in dem Moment, als wir die Tür vom Schafstall hinter uns schlossen, fraßen die Schafe den Tabak, den wir für den Notfall an einer Stelle gebunkert hatten, wo man aus einer herausgebrochenen Holzlatte das Schloss sehen konnte. Ich sei schrecklich aufgeregt gewesen, sagt Holger. Wenn sie gestorben wären, die Schafe, hätte ich sie schließlich umgebracht.

Heute ist dieser Stall ein Geräteschuppen. Die Tiere landeten ohnehin allesamt im Gulasch vom Lenz, eines natürlichen Todes verendet, wie Flori mir glaubhaft versicherte. An Fasching kaufte mein Vater dem Lenz vier Schaffelle ab, fünf Mark das Stück. Er band uns Kindern die Felle auf den Rücken und verkleidete sich selbst als Schäfer. Mit Hut, Stock und einem Plakat in der Hand: „Die Schafe vom Ried“. So liefen wir beim Trauchgauer Faschingsumzug mit. Mein Cousin, der König-Imitator, war damals 10 und drohte: „Das ist das letzte Jahr, dass ich als Schaf gehe!“

BEI MEINER ABREISE ist es trüb. Die Bauern sind auf dem Feld, um das getrocknete Heu nach dem Regen einzufahren. Ohne Sonne sieht man die Alpenkette nicht, auch keine Königsschlösser. Die „Romantische Straße“ ist scheiß unromantisch ohne den Blick – ohne meine Großeltern, ohne meinen Vater und ohne Flori. Sie alle sind tot. Meine Heimat ist Vergangenheit. Auf dem Rückweg fühle ich mich wie Miss Sophie in „Dinner for one“: wie eine Einzel-Protagonistin in einem absurden Theaterstück. Und vor allem: sehr sehr alt.

Erfüllt von melancholischer Sehnsucht an eine unwiederbringliche Zeit voller Freiheit und Abenteuer fahre ich zurück ins platte Land. Nach Hause.